Verena Sägesser Wittmer wurde am 30. März 1956 in Wasen im schweizerischen Emmental geboren. Sie ist Sozialpädagogin, Mentaltrainerin, systemische Familientherapeutin und psychologische Astrologin. Als Sozialpädagogin sammelte sie ihre beruflichen Erfahrungen im Frauen-Strafvollzug. Als Heimleiterin leitete sie während dreissig Jahren eine Institution für Frauen mit psychosozialen Schwierigkeiten. Die Autorin lebt im Emmental und auf Nordstrand.

Foto
Andreas Muhmenthaler

Verena Sägesser Wittmer

sieben Jahre Knast

creomira

Das Werk, einschliesslich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung der Autorin unzulässig. Das gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, die Übersetzung, die Dramatisierung, die Rundfunkübertragung, die Tonträgeraufnahme, die Verfilmung sowie den Vortrag, die Verbreitung und die öffentliche Zugänglichmachung durch bestehende oder zukünftige Medien.

2. Auflage

Copyright© 2019
Verena Sägesser Wittmer
www.creomira.net

Redaktion
Dr. phil. Thomas Grossenbacher
tsgrossenbacher@bluewin.ch

Umschlagbild
Andy Haueter
andy25.12@bluewin.ch

Gestaltung
Gerhard Wittmer
gerhard.wittmer@creomira.net

Herstellung
KDD Kompetenzzentrum Digital-Druck GmbH Nürnberg
www.druckterminal.de

ISBN 978-3-9525149-0-0

Zerreiss deine Pläne.
Sei klug und halte dich an Wunder.

Mascha Kaléko

Wenn ich einmal gestorben bin,
reissen die Fluten nicht mehr her und hin,
dann legt sich mein Körper darnieder
und lässt meine Seele endlich fliegen –
wieder ...

Catherine
aus dem Tagebuch einer Inhaftierten

Inhalt

Hunde die bellen, beissen nicht 9
my home is my castle 25
Hängebrüste, das gute Versteck
für Schmuggelware 33
Hotel Gitterblick und andere Illusionen 45
der Himmel muss verdient werden 53
Wandel von dunkelschwarz
zu hellschwarz 63
sieben Elefanten, sieben Giraffen
und eine »rote Tante« 69
der Guru mit Verfolgungswahn 79
schrumpfende Gebärmutter
und ausgetrocknete Eierstöcke 87
Freiheit ist manchmal
ein Stuhl und eine Leiter 99
Küchenschlacht im Knast 107
die unsterbliche Seele 119
Hexenverbrennung
und der perfekte Abend 125

die Glückssuppe
aus roten Bohnen und Reispüree 141
Ansichten ändern sich 145
ein kleines übelriechendes Geschenk 149
heisse Rhythmen und eine neue Liebe 153
himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt 163
das plötzliche Finale 169
Personenverzeichnis 177

Leena

Hunde die bellen, beissen nicht

Unauffällig in das Grün der Landschaft eingebettet, liegt das Schloss auf einem Hügel oberhalb des Dorfes. Ich fahre mit meinem alten, gelben Saab auf den Parkplatz, der unterhalb an den Schlossgarten grenzt. Der Saab ist mein erstes eigenes Auto, hat bereits zweihunderttausend Kilometer auf dem Buckel und ist seit zehn Jahren mein treuer Begleiter. Nur einmal wollte er nicht mehr: Am Arlberg konnte ich ihn gerade noch mit dem letzten Motorenhusten auf dem Pannenstreifen ausrollen lassen. Der Pannendienst fand schnell den Grund dafür, und nachdem mein sonst zuverlässiger Freund wieder Benzin im Magen hatte, tuckerte ich, etwas peinlich berührt, fröhlich und zufrieden weiter. Besonders stolz bin ich auf die Sitzheizung, die ich heute Morgen eingeschaltet habe. Ich kuschle mich noch einen Moment in den warmen Sitz.

Ich parke mit Blick auf meinen künftigen Arbeitsort und bleibe im Auto sitzen. Das Dorf ist bekannt für seine vielen Kurven und von einigen der Strassenabschnitte aus kann man Bli-

cke nach oben auf das Schloss werfen. Die breiten Kastanien tragen noch kein Laub; so sind die hohen Flügeltüren nach dem Garten sowie die vielen grossen Fenster gut sichtbar und beeindrucken mit ihren bordeauxroten Fensterladen. Es ist heute, da Wohnraum immer knapper wird, fast nicht mehr vorstellbar, dass da einmal eine Familie ihren Sommerwohnsitz hatte und während der übrigen Monate lediglich Bedienstete den Unterhalt sicherstellten. Das alles muss im Sommer noch viel imposanter aussehen – mit roten Geranien auf den Fenstersimsen und blühenden Blumen in den Rabatten rund ums Gebäude. Das Schloss beherbergt kein Museum, kein Hotel, keine Jugendherberge wie das in der nahen Stadt. Nein, es ist das Verwaltungsgebäude des Frauengefängnisses unseres Landes.

Heute ist der erste März und für mich ist weder Kultur noch Geschichte angesagt, sondern mein erster Arbeitstag im Gefängnis. Ich fühle mich nicht wirklich ausgeruht, habe die letzte Nacht nur wenig geschlafen. Ich wälzte mich von der einen auf die andere Seite und das Gedankenkarussell drehte und drehte sich, ohne dass ich Entspannung fand. Zwischendurch versuchte ich, mich mit Lesen zu entspannen – alles mit wenig Erfolg. Jetzt sitze ich im Auto und kann mich nur schwer überwinden, auszusteigen und mich an der Eingangspforte, links vom Verwaltungsgebäude, anzumelden. Mir ist leicht übel, ich fühle mich etwas

zitterig und befürchte, gleich ohnmächtig zu werden. Ich spüre, dass mir der Schweiss zwischen den Brüsten runterrinnt, prüfe kurz, ob mein Pullover unter den Armen nasse Flecken zeigt und ob meine Angst bereits zu riechen ist. Meinem starken Impuls, die Flucht zu ergreifen, folge ich nicht.

Wie so oft während der letzten Tage frage ich mich auch jetzt: »Welcher Teufel hat mich geritten, mich um diesen Job zu bewerben und den Arbeitsvertrag zu unterschreiben? Ich bin doch stolz darauf, eine engagierte Frauenrechtlerin zu sein. Ich wähle links, lehne jedes Machtgehabe ab und bin überzeugte Pazifistin. Ich glaube nicht an das Gelingen von Resozialisierung innerhalb der Gefängnismauern. Freiheit und der Umgang damit kann man doch nicht in Unfreiheit lernen! Die Kontakte nach aussen sind stark beschnitten – und überhaupt glaube ich an das Gute in jedem Menschen. Wer sich strafbar macht und im Gefängnis landet, hatte wohl einfach eine schwierige Kindheit oder sonst widrige Umstände im Leben – zum Beispiel Pech in Partnerschaften. Die Delinquentinnen brauchen unsere Hilfe, Unterstützung und nicht einfach Strafe.« Solche Gedanken laufen seit Tagen in einer Endlosschleife durch meinen Kopf. Von Zeit zu Zeit verkompliziere ich mein Leben mit Spontanentscheiden wie dieser Unterschrift unter einen Arbeitsvertrag, der mir nicht ganz geheuer ist. Gut, dass wenigstens der Lohn anständig ist. – Ein Teil

davon ist als Gefahrenzulage eingerechnet. Im Normalfall bin ich bekannt für analytisches Denken und reflektiertes Handeln – ich gebe zu, manchmal auch erst etwas später – aber alles innerhalb meines klar festgelegten Weltbildes. Jetzt bin ich hier und gedenke nicht, mich wirklich einzulassen auf diese neue Aufgabe. Ich werde mich wieder auf einem klassischen Sozialamt bewerben mit klaren Strukturen und einem eingegrenzten Tätigkeitsbereich, wo Sachhilfe geleistet werden muss, damit die Bedürftigen ein besseres Leben haben. So hielt ich es bis jetzt und war zufrieden.

Der Sicherheitsbeamte begrüsst mich freundlich, nachdem ich ihm meinen Ausweis vorgelegt habe, und stellt sich vor: »Guten Morgen Frau Eggimann. Ich bin Albert Burri. Willkommen an Bord und auf gute Zusammenarbeit.« Ich zucke innerlich zusammen. Ich will doch keine Kollegin sein dieses Sicherheitsbeamten und Polizisten mit seinem grossen, sicher scharfen Schäferhund. Im Kontakt mit diesen Tieren frage ich mich jedes Mal ängstlich: »Wer hat da wen im Griff, der Hund den Hundebesitzer oder umgekehrt?« Zudem fällt mir immer wieder die Redensart ein: »Wie der Meister, so der Hund!« Ich bin immerhin als Sozialarbeiterin mit betreuerischen und therapeutischen Aufgaben angestellt und nicht als Aufseherin oder Polizistin! Was sollten wir also miteinander zu tun haben? Als hätte er mein Mienenspiel und meinen Gedankengang lesen

und verstehen können, zwinkert er mir lächelnd zu: »Ja, wir werden uns täglich begegnen: Zum Beispiel kommen Sie hier nicht mehr raus ohne mich und meinen Knopfdruck, der die Ausgangsschleuse öffnet.« Mein Handtaschen-Inhalt entlockt ihm dann doch ein Lächeln, wahrscheinlich wegen meines Ragusa-Schokoladenvorrats, den ich nie ausgehen lasse und der mir beim Stressabbau hilft. Burri wünscht mir gutes Gelingen und Freude an meiner neuen Arbeitsstelle – und hoffentlich längeres Durchhaltevermögen als es üblich sei bei diesen studierten Sozialarbeiterinnen – schickt er noch hinten nach. Er scheint eine klare Meinung zu haben von meiner Berufsgruppe: verweichlicht und nicht gerade widerstandsfähig. Mein Ragusa, das ich ihm zum Kaffee auf seinem Pult reiche, nimmt er überrascht und dankend entgegen. Das hat er wohl nicht erwartet. Sozialarbeiterinnen sind eben sozial, was ich aber nicht ausdrücklich erwähne. Er beschreibt mir den Weg zum Empfangsbüro. Dort solle ich alles Administrative erledigen und die Schlüssel in Empfang nehmen, bevor ich ins Direktionsbüro weitergehen könne.

Jetzt bin ich im eingezäunten Areal. Vom Informationsmaterial, das ich anlässlich des Vorstellungsgespräches erhalten habe, weiss ich, dass hier hundert Frauen eingesperrt sind. Die Inhaftierten stammen aus mehr als zehn verschiedenen Ländern. Ich kann mir vorstellen, dass der Sprachenwirrwarr eine der gröss-

ten Herausforderungen sein wird. Ich frage mich, ob meine Fremdsprachen-Kenntnisse in Französisch, Englisch und Italienisch für die Kommunikation ausreichen werden. Es gibt vier Abteilungen für Normalvollzug, eine Hochsicherheitsabteilung für gefährliche Insassinnen und eine Mutter-Kind-Abteilung. Mein Einsatzort wird der Mittelflügel sein, ein zweistöckiger Trakt mit vierundzwanzig Zellen, zwei Duschräumen, einem Aufenthaltsraum und einem Küchenoffice, wo die Essensausgabe stattfindet. Zusätzlich liegen dort das Personalbüro und ein kombinierter Sitzungs-Besuchsraum für Termine von Anwälten und Seelsorgern mit einzelnen Insassinnen. Der Zellentrakt ist durch ein Gittertor getrennt vom Personalbüro. Es ist alles schmucklos, funktional und praktisch eingerichtet – grau in grau. Die Gefängnisplaner haben sich keine Gedanken gemacht über Feng Shui oder die Wirkung heilender Farben. Vielleicht kann ich da ein paar Ideen einbringen; immerhin habe ich ein anthroposophisch angehauchtes Elternhaus, liebe schöne Farben und bin mit deren Harmonie aufgewachsen.

Hinter dem Tresen im Empfang sitzt eine Dame mittleren Alters – ich schätze sie auf etwas über fünfzig – mit blondgefärbten, nach hinten gekämmten, halblangen Haaren. Ihren Körper hat sie in ein hellblaues, hautenges Deux-Pièces gezwängt. Der tiefbraune Teint lässt viele Stunden Solarium-Aufenthalt vermuten. Zu ihren Füssen, die in weissen Stiefeletten

stecken, liegt auf einem Schaffell ein kleiner, weisser Hund. Er hat so lange Haare, dass man nicht erkennen kann, wo vorne und wo hinten ist. Der kleine Wollknäuel erweist sich als Wachhund, kläfft mich sofort wild an und springt innen am Tresen hoch. In diesem Moment ist klar: Wir beide – dieses kleine Wut-Tier und ich – wir werden keine Freunde sein. Was hat das zu bedeuten? Ich gebe es ungern zu, aber ich habe panische Angst vor Hunden. Das ist auch der Grund, warum ich beim Joggen nie den Waldweg auf der rechten Seite des Flusses wähle. Dort lassen die Hundebesitzer ihre geliebten Viecher oft frei laufen und rufen mir von weitem, wenn ich erstarrt stehenbleibe, beschwichtigend zu: »Er ist ein ganz Lieber, er tut ihnen nichts!« Jetzt bin ich bereits zweien dieser Gattung begegnet – und das bevor ich auch nur eine einzige Insassin zu Gesicht bekommen habe! Ist das irgendein Zeichen aus dem Universum?

Die Dame steht auf, gibt mir über den Tresen hinweg die Hand: »Darf ich vorstellen? Das ist Willi, mein treuer Begleiter. Ich bin Fräulein Zimmerli und hier zuständig für alle administrativen Belange der Insassinnen. Ich öffne die eingehende Post, lese, kontrolliere sie, fahnde nach unerlaubten Nachrichten und Gegenständen. Ich durchkämme auch die ausgehende Post und schliesse sie zum Versand. Zu meinen Aufgaben gehört weiter die Verwaltung der Effekten. Zu diesen gehören diejenigen Dinge, die